

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 35

Artikel: Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640416>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seinerzeit in Wort und Bild

Nr. 35 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

1. September

Feierabend.

Von Jakob Böschart.

Aus Talesgründen
Schleichen die Schatten,
Vom Himmel zünden
Die ersten matten
Zitternden Sterne
Schüchtern herab aus verlorener Ferne.

Nun ruht, ihr Hände,
Seele, dir weih' ich
Dies Tagesende!
Vom Alltag befrei' dich
Und seinem Jammer
In deines Herzens stillseligster Kammer.

Er und Sie und das Paradies.

21

Roman von Lisa Wenger.

Lis' runde, weiße Glieder kamen aufs vorteilhafteste zur Geltung in dem kurzärmeligen, ausgeschnittenen Kleid. Sie plauderte anmutig mit der Schneiderin, die Lis' Freundlichkeit falsch verstand und daher vertraulich wurde.

„Sie werden große Eroberungen machen in dem Kleid,“ sagte sie. „Sie sehen ja entzündend aus.“ Lis stützte. Was fiel dem Mädchen ein? Aber ernstlich böse zu sein, paßte ihr nicht.

„Das will ich gar nicht,“ lächelte sie.

„O, das kommt von selber. Und Herr Born wird einen wundervollen Abend haben,“ fuhr das junge Ding fort. „Ich komme in alle die feinen Häuser; jedermann spricht nur von seinem Aufstreten. Die großen Sänger kommen sonst immer aus Amerika oder Italien; das ist einer, der unserm Land entstammt. Das Theater sei dreimal ausverkauft, hat man mir gesagt. Ja, der Hellebede wußte, was er tat, als er sich den neuen Stern sicherte, Wissen Sie, daß die Hillern seine Geliebte geworden ist? Man hat es mir vertraulich mitgeteilt. Ich arbeite für sie — zu halben Preisen, denn es ist immerhin eine Reklame.“ Lis wußte nicht, ob sie die junge Person unterhaltend oder unverschämt finden sollte. Sie entschloß sich zu ersterm und fragte, ob sie noch für andere Damen vom Theater arbeite.

„Nein, wir sind zu teuer. Früher gehörte die Balla zu unseren Kunden, Herr von Oriol bezahlte die Rechnungen.“

„Und jetzt?“

„Er soll ihr den Laufpass gegeben haben. Es soll ja da eine andere, sehr schöne Dame im Spiel sein.“ Die

Schneiderin sah nicht auf und heftete eifrig am Saum des Kleides herum.

„Wer sagt das?“ fragte Lis. Die Schneiderin nahm die Stednadeln, die sie zwischen den Lippen hielt, und warf sie auf den Tisch.

„Die Hillern hat es mir gesagt. Die Damen vom Theater wissen ja alles.“

„Wissen Sie, wer jene Dame ist?“ fragte Lis.

„Nein. Es soll eine Dame der Gesellschaft sein. Oriol ist ja reich. Es ist ein entzückender Mensch, Sie kennen ihn vielleicht?“

„Gewiß,“ sagte Lis. „Er verkehrt ja bei uns.“ Das Werk war beendet, die Schneiderin löste Lis sorgfältig aus den Stednadeln. Das Kleid glitt an ihr herunter und blieb zu ihren Füßen liegen, so schmal als wäre es Schaum. Die geschickte Person raffte zusammen, was herumlag, nahm das Maß und die Schere und warf alles, was sie bei sich trug, in einen leinernen Sack.

„Das Kleid wird Ihnen zugesandt, rechtzeitig, am Abend vor der Vorstellung. Der Theatermantel ist fertig, er wird Ihnen morgen gebracht.“ Sie grüßte und ging.

Lis blieb unruhig zurück. Was hatte es zu bedeuten, daß diese Arbeiterin ihr von Herrn von Oriol sprach? Redete man über sie? War es schon zu viel gewesen, daß sie mit dem glänzenden Gesellschafter sich gut unterhalten und ein paarmal mit ihm spazieren gegangen war? War die Stadt so klein, ein großes Dorf? Gut. Stadt oder Dorf, sie lachte über die Leute.

Lis öffnete hastig ihre Paketchen. Im Abendgold, das über ihr flimmerte, blitzen die Diamanten wie Feuer, und schimmerten die blässen Perlen in zartem Rot. Das Blau der Saphire war tief wie das der Enziane, dunkel wie das Meer. Mein, das alles, dachte sie. Ihre Hand schloß sich über dem Schmuck, sie zitterte vor Freude. Was wird die Mutter sagen, wenn sie das sieht? Wenn sie meine Zimmer sieht, meine Kleider, wenn sie Martin singen hören wird und im Theater seine Ehrungen erleben.

Lis freute sich auf die Mutter. In der ganzen Zeit, seit sie von Arbach fort gewesen, hatte sie sich allein nach ihr hie und da einmal gesehnt. So von ganzem Herzen bewunderte niemand ihre Kleider und Lis selber wie sie. Nicht einmal Martin, denn der Mutter war sie von Kopf zu Füßen recht, so wie sie war, aber der Martin hatte doch schon öfters etwas zu tadeln gehabt, oder ihr etwas nicht gestatten wollen, oder zum mindesten nicht gebilligt.

Lis besann sich, wo sie ihren Schmuck bis zum Donnerstag verbergen wolle, und stedte ihn endlich in ein nie-mals gebrauchtes Fach des Schreibtisches. Dann zog sie sich an, um zu Sorella zu gehen. Das machte ihr gar keine Freude. Sie fühlte sich außerhalb des Kreises stehen, zu dem die alte Dame und Hate van Andel gehörten, wenn sie plauderten. Gleichgültiges Zeug, für das sie sich begeisterten. Lis zog aber doch ein hellblaues Tuchkleid an, nahm einen duftenden Rosenstrauß, um ihn Sorella zu bringen, und machte sich auf den Weg. Sie fand die beiden Damen im Musikzimmer. Hate hatte Geige gespielt. Mit freundlich ausgestreckten Händen ging Sorella auf Lis zu.

„Wie lieb, daß Sie kommen, Sie machen mir eine große Freude.“ Auch Hate reichte ihr die Hand mit einer langsam und schönen Bewegung.

„Sind Sie bange? Freuen Sie sich auf den Donnerstag? Welcher große Augenblick für Martin Born und Sie.“

„O nein, ich bin gar nicht bange. Eine Menge begeisterter Menschen zu sehen und zu hören, denke ich mir herrlich. Und zu wissen, daß ich die Frau dessen bin, dem sie zujubeln. Ich wollte, die ganze Welt höre ihn singen.“

„Ich nicht,“ sagte Hate träumerisch. „Ich möchte ihm am Meer zuhören, oder wenn es stürmt im Wald, und ich ganz allein wäre.“

„O, hundertmal habe ich ihn im Wald gehört. Das ist aber doch nicht dasselbe? Und Sie, Sorella?“

„O, ich? Vielleicht fände ich es am schönsten in einer Kirche zuhören zu dürfen, im Halbdunkel, Gleichgesinnte um mich.“

„Welche Plätze haben Sie belegt, Fräulein van Andel?“ fragte Lis ablenkend.

„Gar keine. Ach, bitte, seien Sie mir nicht böse. Ich kann das nicht.“ Lis machte große Augen.

„Sie wollen nicht kommen?“

„Nein.“ Das weiße Gesicht sah wie erloschen aus. „Ich kann nicht. Ich kann es nicht hören, daß gesplatscht und gelärmst wird, wenn ich voll Glück und Begeisterung bin. Ich kann es nicht leiden, daß Kränze geworfen werden von Leuten, die die Schönheit vielleicht gar nicht verstehen. Ich kann es auch nicht leiden, nach einer herrlichen Stunde meinen Mantel zu suchen, Gummischuhe anzuziehen, auf

der Straße gleichgültige Menschen zu grüßen. Ich mag es nicht, daß man mir Staub auf meine Freude wirft.“

„Das verstehe ich nicht,“ sagte Lis. „Lieber stirbe ich jetzt gleich, als daß ich am nächsten Donnerstag nicht dabei wäre.“

„Ihr seid beide so verschieden,“ sagte Sorella, „daß Ihr nicht auf dieselbe Art fühlen könnt. Versucht es doch nicht. Und jetzt, bitte, liebe Frau Lis, geben Sie mir eine Tasse Tee.“ Dann fragte sie lächelnd: „Zu welcher Blume haben Sie sich entschieden? Denken Sie sich, Hate, diese kleine Frau ist von ihrer Schönheit so wenig überzeugt, daß sie sich Schmuck wünscht, um sie zu heben.“

„Schmuck?“ fragte Hate langsam. „Ich habe viel Schmuck. Wollen Sie davon?“

„Natürlich will ich,“ sagte Lis lachend, denn Hate mußte scherzen. Wer, der Schmuck besitzt, gibt ihn gerne fort? „Ich sende Ihnen dafür eine weiße Rose, die Ihnen ähnlich sieht.“ Sie reichte auch Hate eine Tasse Tee, die stehend trank und mit einem schweren, dunklen Blick auf Lis heruntersah. Wie glücklich war Lis. So schön, so beweglich wie eine Welle, und so unbeschwert vom Leben. Sie durfte, wann sie es wollte, mit Martin Born reden. Sie konnte ihn singen hören, wann es sie gelüstete. Er liebte sie. Er liebte sie so, wie Hate geliebt zu werden wünschte. Ohne Anfang und Ende mußte die Liebe sein, die sie annehmen möchte. Tief wie ein See und hoch wie die Sterne und schön wie Musik. Würde sie je so geliebt werden? Mußte man sein wie Lis, um geliebt zu werden? Sie sann mit gesenktem Kopf.

„Hate träumt,“ sagte Sorella.

„Ja, ich träume. Ich träume alle Tage und erwache alle Tage.“ Lis langweilte sich. Sie sagte, daß sie nach Hause müsse. Martin erwarte sie, um ein wenig mit ihr zu reden.

„Sehen wir Sie vor nächsten Donnerstag?“ fragte Sorella.

„Ich glaube nicht. Ich habe so wenig Zeit und so viel zu tun.“

„Spazieren zu gehen, nicht, Herz?“ fragte Sorella. „Es ist eigentlich nicht gut für die Augen, um die Mittagszeit dem Wasser entlang zu gehen. Junge Frauen sollten das nicht tun.“ Jetzt wußte Lis, daß Sorella sie mit Orio gesehen haben mußte und sie warnen wollte. Sie wurde störrisch.

„Wegen einem oder zwei Malen kann es den Augen nicht schaden, wenn sie gesund sind,“ sagte sie kühl. „Dahinzusitzen und ewig zu sticheln ist auch nicht gesund.“

„Gewiß nicht, Kind,“ begütigte Sorella. „Alte Leute möchten eben die Jungen vor Schaden bewahren.“

„Das nützt nie etwas,“ sagte Lis und verabschiedete sich nun sehr höflich von Sorella und Hate.

Sie ärgerte sich aber und nahm sich vor, viel vorsichtiger zu sein. „Etwas Böses ist es nicht,“ dachte sie. „Aber ich mag nicht über mich reden lassen, gerade weil es nichts Böses ist. Ich fahre einfach das nächstmal bis zum Seegarten hinaus, da sind keine Stadtleute mehr. Und was geht das eigentlich Sorella an?“

Martin war schon da, als Lis frisch und warm nach Hause kam. Sie erzählte eifrig von Hate und Sorella, von der

Schneiderin und dem neuen Kleid, von Frau Mary, und den Blumen, die sie bekommen und weiter geschenkt hatte, aber von den Perlen, Diamanten und Saphyrn sagte sie nichts.

Je näher der Tag kam, je öfter Proben abgehalten werden mußten, je mehr Martin mit den Sängern und Sängerinnen verkehrte, je fremder wurde er sich selbst. Das alles schien ihm eine Komödie zu sein, in der er der Held war. Ihm war, als stamme auch er aus weiter Ferne.

Aus einer Ferne, an die er nur mit Heimweh zu denken vermochte, an die er nicht denken durfte, wollte er sein Ziel erreichen. Er hätte, wie Lohengrin, beschwörend rufen mögen: Nie sollst du mich befragen... Ihm war, als ob der schöne Fleck Erde, dem er entstammte, und die Bühne durch Welten voneinander getrennt seien.

In den Proben, wenn er sang, vergaß er das alles. Seine starke Phantasie führte ihn als Lohengrin auf dem kleinen Nachen bis zu den Ufern, wo Elsa in Bangigkeit seiner harrte. Die Phantasie begleitete ihn bis zum Schluß, wo er Abschied nehmen mußte von dem Weibe, das sein und ihr Glück verscherzt.

Aber dann, wenn der letzte Ton verklungen, dann sah er nur noch die bunten Fehlen, die er trug. Dann ekelte ihn das gefärbte Gesicht an, die Perücke mit den langen Locken, der klirrende Harnisch, und es überfiel ihn ein unüberwindliches Gefühl von Lächerlichkeit, wenn er sich abschminkte. Es stieß ihn ab, sah er Elsa und Ortrud, die Feindinnen, im hellen Tageslicht in den Kleidern der Königinnen, hörte sie darin sich über die Balla unterhalten, dämisch lachen ob dem Pech der Schauspielerin, die der Oriol kalt gestellt habe. Und kam er in den Ankleideraum, hörte er Telramund und den König sich Dinge erzählen, von denen er nicht gewußt, daß anständige Menschen sie in den Mund nahmen. Dazu brüsteten sie sich, sie selber erlebt zu haben. Vor der Türe, in dem engen Gang, der zur Bühne führte, erzählten sich der Herold und ein Ritter ihre Liebesabenteuer — die Hälfte war gelogen, die Hälfte erfunden — und auf der Treppe zum Schnürboden saß der neue Regisseur und hielt einen der Pagen auf den Knieen.

In den Korridoren aber wisperten sich Ballettratten die schamlosesten Dinge ins Ohr, selbst schamlos ihm zuwinkend, wenn er vorüberging, ihn anrufend, und ihm Grimassen schneidend, wenn er verschwand.

Martin kam sich wie ein alter Mann vor, der auf das Treiben unartiger Kinder herabsieht. Unrecht und Sünde, Leichtsinn und Niedrigkeit waren ihm schon oft begegnet, er meinte die Menschen und ihre Leidenschaften zu kennen. Aber solch ein schamloses darüber Reden, ein solches Waten in schmußigen Worten, ein solches sich Bejedeln bis in die Tiefen der Seele, wie er es in den letzten Monaten erlebt, war ihm nie nahe gekommen, noch hatte er es sich träumen lassen.



Unteres Bauernhaus beim Morillon, Bern. (Phot. J. Stump, Bern.)

Solid gegründetes, selbstsicheres und herrschgewohntes Großbauerntum spricht aus diesem mächtigen Gebäude mit der imponierenden Giebellinie, den wohlproportionierten Anbauten, der sturmerwachten Pappelwehr. Das Bild ist zugleich ein Beispiel guter photographischer Arbeit.

Martin wurde sich mehr und mehr bewußt, daß er in eine Welt geraten war, die ihn mit der Zeit ausspeien mußte. Er sah, daß die äußern gesellschaftlichen Gebärden, die das Bölklein zur Schau trug, Maskerade waren. Unter der Verkleidung war alles morsch, faul und schmußig. Es wurde ihm glühend heiß, wenn er daran dachte, daß Lis in diesem Kreis verkehrte, ein Kreis, der gar nicht mehr wußte, daß es Reinheit in der Welt gab, und der nicht an sie glaubte, wo er ihr begegnete. Lis in freundlichem Verkehr mit Männern, deren Abenteuer sich die Ballettratten pantomisch beim Ueben erzählten und jede Einzelheit lamenten! Wie sollte er sie vor ihnen schützen?

Martin wußte, daß Lis sich einem Verbot nicht fügen würde. Zum erstenmal, seit er sie liebte, wurde er sich darüber klar, daß er keine Macht über sie hatte. Sie entzog sich seinem Willen. Es befiel ihn eine Unruhe, die ihn fortwährend quälte. Er sann unaufhörlich darüber nach, ob er zu Lis reden solle, oder nicht. Wie er Lis begreiflich machen könne, daß sie ihre Freunde nicht da suchen dürfte, wo sie es getan. Sie würde ihm nicht glauben, sein Drängen würde sie widerspenstig machen. Er mußte auf einen Zufall warten, auf den rechten Augenblick, vielleicht auf ein Vorkommnis, das ihm zu Hilfe kommen würde.

In seine Liebe zu Lis mischte sich fast unmerklich ein Bestreben nach Belehrung, eine leise Schulmeisterei. Sie merkte es auf der Stelle und brauste auf. Sie sei kein Kind. Sie brauche nicht gegängelt zu werden, und Martin solle sie doch mit seiner langweiligen Sorge um sie in Ruhe lassen. Sie wisse nur Gutes von Oriol und Hellebecke, von Savion und Lenz, von Sedlach und Herler, und keiner sei ihr je mit einer Unhöflichkeit, geschweige mit anderem zu nahe getreten.

Martin schwieg, denn er möchte sie nicht reizen. Er bat sie, wenigstens ohne ihn mit den jungen Leuten zusammenzukommen und Lis nützte. Sie sprang auf anderes über.

Von den Proben sollte Martin erzählen, ob Bianchi zufrieden sei mit der Auffassung seines Lohengrin? Was er zu der Hillern als Elsa sage? Wie die Ortrud, die Lis nicht persönlich kannte, eigentlich aussehe, und wie sie singe?

Und Martin erzählte, und wob einen freudigen und farbigen Schimmer über alles, was er auf der Bühne erlebte, denn Lis sollte nichts von dem wissen, was er hörte und sah. Sie sollte es nicht ahnen, wie viel Schutz ihn streifte...

Ein Tag um den andern verging. Der Donnerstag stand riesengroß vor Martin. Er fürchtete sich nicht. Seiner Stimme war er sicher, seiner Mimik ebenfalls. Die letzten Proben waren sehr gut abgelaufen. Nur war er nicht der Mensch, eine öffentliche Rolle zu spielen. Er war ein Außenseiter, einer der zusieht, nicht einer, der mitspielt. Ihm fehlte der kindliche Sinn, der Erwachsene in Verkleidungen zwingt, der die Lust zu Fastnacht und Komödienspielen sogar in den Leuten erwachen lässt, die das ganze Jahr hindurch ernst und nüchtern ihre Pflicht tun. Er war zu ernst, um, ohne sich selbst zu kritisieren, in eine andere Haut schlüpfen

zu können, er wußte es, und vergaß es nicht, so lange er darin war, daß es nicht seine richtige Haut sei. Er konnte Komödie spielen für die andern, aber er konnte sich selbst nichts vormachen. Er blieb Martin Born in Lohengrins Harnisch, er blieb Lis' Gatte und Liebhaber in den Armen der Elsa; er blieb der natur- und poesiebedürftige Martin, der tagelang im Wald herumgelaufen, und dem die gemalten Bäume und Blätter, Büsche und Sträucher auf der Bühne Alpdrüden verursachten.

Woche um Woche war er sich dessen bewußter geworden. Je näher sein Aufreten kam, je klarer sah er, daß er sich geirrt hatte, und daß Wollen und Willen nicht Schritt hielten. Sein künstlerisches Können war über jeden Zweifel erhaben, seine Stimme war zur Vollendung gediehen, aber seine Seele darbte.

Er hatte es nicht über sich vermocht, über das alles mit Lis zu reden. Unbestimmt und ohne es sich einzugehen, fühlte er, daß sie ihn nicht verstehen würde. Verstünde sie ihn, wäre sie nicht Lis. Und Lis sollte sie sein.

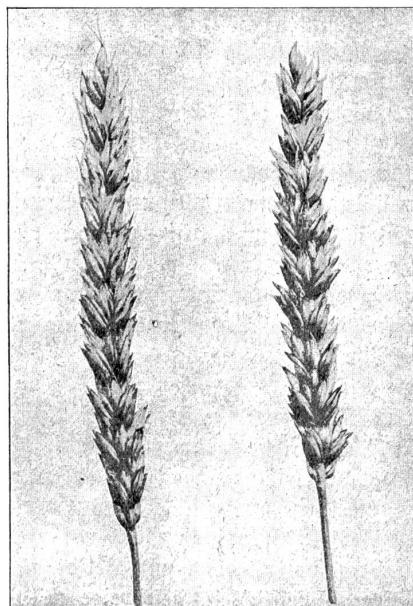
(Fortsetzung folgt.)

Die Getreideproduktion und Brotversorgung der Schweiz.

Von Dr. J. Wirz. Zürich 1917. Drell Füssl. Zweite

erweiterte Auflage. Besprochen von Alfr. Fankhauser.

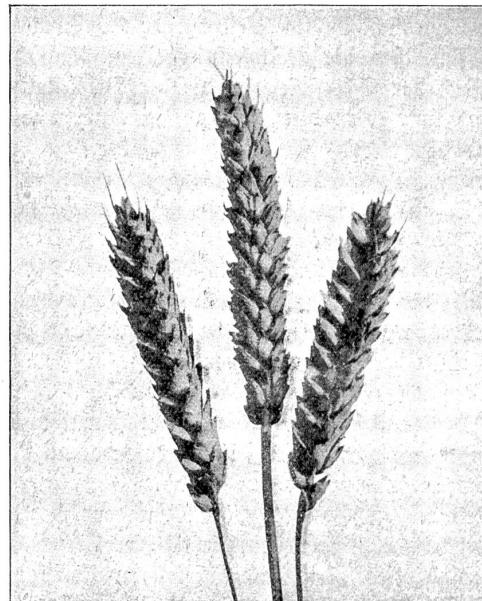
Die Studie von Wirz ist ein Buch mit so reichem Tat- sachenmaterial, daß es unmöglich in einer Besprechung wiedergegeben werden kann. Es umfaßt und kritisiert alle staatlichen, genossenschaftlichen und privaten Maßnahmen zur Erhaltung und Hebung unseres Kornbaus und die Verhältnisse, an denen die Bestrebungen scheiterten, sowie die Irrtümer, die aus Unkenntnis der Verhältnisse stammten und den Misserfolg mitverhüdeten. Weniger umfassend behandelt er den ausländischen Kornmarkt der Schweiz. Die allgemeinen Ausführungen, die nachher eingehender an- gesehen werden sollen, lassen sich etwa so zusammenfassen:



Landweizen.

Durch rationelle Bewirtschaftung unseres Bodens kann der Getreidebau im Verein mit der übrigen Bodennutzung, na- mentlich dem Futterbau, die Rendite der Landwirtschaft

erhöhen, dabei aber wesentlich höhere Mengen an Brotge- treide liefern, ohne mehr Bodenfläche zu beanspruchen. Die Preistreiberei der Kornhändler sollen durch den Genossen- schaftsbetrieb der Müllereien, sowie ein Getreidemonopol beendet werden. Die Landwirtschaft erhält genügende För- derung, wenn sie bekannt gemacht wird mit allen Faktoren einer gut rentierenden Wirtschaft. Mehr als einen Bruchteil des Bedarfs an Korn wird sie nie decken können. In einem ersten, auch für den Laien sehr interessanten Teil schildert er das geschichtliche Werden der heutigen Zustände, in zwei folgenden, mehr fachmännischen Teilen spricht er von Maß-



Dickkopfweizen.

nahmen zur Hebung des eigenen Getreidebaues und zur günstigen Regelung der Brotversorgung.

Im geschichtlichen Rückblick zeigt er die wech-